



Benholz Claudia, Kniffka Gabriele & Winters-Ohle Elmar (Hg.)
(2010). *Fachliche und sprachliche Förderung von Schülern mit Migrationsgeschichte – Beiträge des Mercator-Symposiums im Rahmen des 15. AILA-Weltkongresses Mehrsprachigkeit: Herausforderungen und Chancen*. Münster: Waxmann-Verlag. ISBN 978-3-8309-2323-7, 204 Seiten, 24,90.

Der vorliegende Sammelband enthält die Beiträge des von der Mercator-Stiftung organisierten Symposiums „Fachliche und sprachliche Förderung von Schülern mit Migrationsgeschichte“ während des AILA-Kongresses 2008 in Essen.

Jim Cummins eröffnet die Reihe der englischsprachigen Beiträge und argumentiert in der Niederschrift seines Eröffnungsvortrags gegen den monolingualen Habitus des Fremdsprachenunterrichts und plädiert für eine Nutzung der Mehrsprachigkeit der Lernenden als Möglichkeit zur Sprachmittlung gerade im Fachunterricht. Interessant ist die prägnante Darstellung seiner mit dem bekannten Konzept der *Common Underlying Proficiency* verbundenen Hypothese zum Spracherwerb („transfer of underlying conceptual knowledge across languages will offset any impact of less instructional time through the medium of the majority language“, S.17) und der Typologie der Transfermöglichkeiten im „teaching for transfer“. Der Artikel schliesst mit Beispielen für die Integration von Migrationssprachen im schulischen Unterricht.

Pauline Gibbons zeigt in ihrem Beitrag mit dem Titel *Learning Academic Registers in Context. Challenges and Opportunities in Supporting Minority Learners* welche Rolle das von ihr mitentwickelte Scaffolding-Verfahren im integrierten Sach- und Sprachlernen spielen kann. Es handelt sich dabei um verschiedene Formen von Hilfestellungen („a particular kind of classroom help that is provided by teachers to support learners in completing a task successfully“, S.30), die auf der Makro-Ebene der Unterrichtsplanung und Mikro-Ebene der Interaktion in der konkreten Unterrichtssituation angesiedelt sein können.

Aus dem amerikanischen Kontext stammt das Konzept „Sheltered Instruction“, das MaryEllen Vogt im Rahmen des SIOP-Modells (*Sheltered Instruction Observation Protocol*) beschreibt. Es handelt sich hier um ein Modell, das auf der Basis empirischer Unterrichtsforschung entwickelt wurde und aus acht Komponenten besteht, die als zentrale Elemente des Unterrichts identifiziert wurden (*Lesson Preparation, Building Background, Comprehensible Input, Strategies, Interaction, Practice and Application, Lesson Delivery, Review and Assessment*). Für diese Komponenten stehen kurze Beschreibungen zur Verfügung, die als Grundlage der Diskussion und Bewertung von Unterricht dienen können. Der letzte englischsprachige Beitrag, den Tanja Tajmel *Sensitizing Science Teachers to the Needs of Second Language Learners* betitelt, ist einem Projekt der Ausbildung von Lehrenden gewidmet. Eine Befragung von PhysiklehrerInnen in Österreich und Deutschland zeigt, dass sich diese zwar i.d.R. der Tatsache bewusst sind, dass ihr Fachunterricht immer auch Sprachunterricht ist, jedoch oft nicht wissen, wie sie dieser Tatsache im konkreten Unterricht gerecht werden könnten. Das Projekt PROMISE (*Promotion of Migrants in Science Education*) entwickelt Unterrichtsmodule, die

sprachliche Anforderungen des naturwissenschaftlichen Unterrichts explizit machen. Der Beitrag enthält anschauliche Beispiele, die in der Praxis erprobt wurden, und stellt somit eine konkrete Möglichkeit der Aus- und Weiterbildung von Lehrenden vor. Ebenfalls in den Kontext der Lehrerbildung gehört der nächste Beitrag: Bettina Seipp und Bernd Ralle dokumentieren unter dem Titel *Evaluation im Rahmen von Sprachförderprojekten* ausführlich und detailreich, welche theoretischen Fragen eine die Förderlehrerausbildung begleitende Evaluation aufwirft. Der Beitrag ist eher von theoretischem Interesse und setzt Kenntnisse statistischer Verfahren und Auswertungsmethoden voraus, enthält aber nützliche Empfehlungen auf der Basis des dokumentierten Projekts.

Die folgenden drei Beiträge befassen sich mit der Frage der Sprachstandsdiagnose und kommen zu durchaus unterschiedlichen Beurteilungen des Werts von C-Tests. Rupprecht S. Baur und Melanie Spettmann fokussieren dabei den Übergang von der Primarstufe zur Sekundarstufe und plädieren für einen Einsatz von C-Tests nicht nur zur Sprachstandsdiagnose von nicht deutschsprachigen SchülerInnen, sondern für den gesamten Klassenverband. C-Tests könnten so nicht nur der Diagnose, sondern auch als Übungsinstrument dienen und eine Grundlage zur spezifischen Förderung von Lernenden darstellen. Bedauerlich ist, dass diese interessanten Perspektiven nicht an konkreten Beispielen erläutert werden. Von einer ganz anderen Einschätzung von C-Tests geht Wilhelm Griebhaber aus. Er sieht

keine Möglichkeit, von C-Tests zu einer gezielten Förderung von Schreibkompetenzen zu kommen und plädiert für eine Sprachstandsdiagnose im Bereich der Textproduktion auf der Basis syntaktischer Erwerbsstufen. Dies wird an einem kurzen Text aus einem Korpus von Schüler-Texten aus dem Korpus des Projekts „Missverständnisse durch Nutzung latenter kommunikativer Ressourcen und Maßnahmen zu ihrer Vermeidung“ (<http://spzwww.uni-muenster.de/~griesha/lmv/index.html>) demonstriert, wobei jedoch die ausschließliche Fokussierung syntaktischer Aspekte nicht begründet wird. Der zweite Teil des Aufsatzes ist der Förderung von Schreibkompetenzen gewidmet. Hier werden anhand von Textbeispielen aus demselben Korpus verschiedene Aspekte des zweitsprachlichen Schreibens dargestellt, wobei jedoch unklar bleibt, wie diese Kategorien, z.B. der Einfluss der L1 Grammatik, die Frage der Korrekturen oder das Problem der „Spaghetti-Syntax“, aus dem Korpus hergeleitet wurden. Ganz im Gegensatz zu Griebhaber argumentiert Antonie Hornung in ihrem Artikel *Aus Texten lernen* dafür, dass eine differenzierte Förderung von Textkompetenz bei SchülerInnen mit Migrationsgeschichte auf der Basis der Ergebnisse eines C-Tests konzipiert werden kann. Es gelingt der Autorin, die Arbeit an Lese-Schreibstrategien an einem konkreten Beispiel aus der Schweiz gut nachvollziehbar darzustellen und zu zeigen, wie Binnendifferenzierung in mehrsprachigen Klassen realisiert werden kann. Die beiden letzten Beiträge sind dem Fachunterricht gewidmet und stellen auf unterschiedliche Weise die Rolle des sprachlichen Lernens in den Mittelpunkt. Udo Ohm schlägt in Anlehnung an Vygotskij vor, den Erwerb bildungssprachlicher Kompetenz als „semiotische Lehrzeit“ zu begreifen, in der sich Lernende die kommunikativen

ressourcen kreativ und interaktiv zu eigen machen. Dies wird am Beispiel eines Fachtextes aus dem Kontext der Ausbildung medizinischen Personals illustriert. Der letzten Beitrag stellt noch einmal den schulischen Fachunterricht in den Mittelpunkt. Rolf Kruczinna zeigt an konkreten Beispielen, wie man von der „Sache zur Sprache“ kommen kann und welche Rolle dabei besonders die Arbeit an Lesestrategien zur Dekodierung von zentralen Begriffen spielen. Mit diesem Band enthält die Reihe „Mehrsprachigkeit“ des Waxmann Verlags eine weitere aufschlussreiche und sehr lesenswerte Publikation. Die drei einleitenden Beiträge stellen bekannte Konzepte in gut lesbarer Form vor. Die übrigen Beiträge zeigen, wie jene Kompetenzen, die entscheidend für den schulischen Erfolg von „Schülern mit Migrationsgeschichte“ sind, im Unterricht gefördert und entwickelt werden können. Diese Kompetenzen werden in den Beiträgen heterogen benannt: es ist von Bildungssprache, Textkompetenz oder schlicht mit Jim Cummins von „Cognitive Academic Language Proficiency –CALP“ die Rede. Das mag man halten wie man will, die Qualität des Bandes liegt darin, dass hier nicht nur einmal mehr betont wird, wie wichtig integrierte sprachliche und fachliche Förderung ist, sondern dass konkrete Perspektiven zur Umsetzung im Unterricht zur Diskussion gestellt werden.

Ingo Thonhauser, Lausanne



Steinig Wolfgang, Betzel Dirk, Geider Franz Josef & Herbold Andreas (2009). *Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002*. Münster: Waxmann

„Dass von Zeitalter zu Zeitalter, von Generation zu Generation Kultur, Gesittung und Sprache abnehmen, ist im Bewusstsein der Menschen, vor allem der älteren, so verankert, dass man schon von einem Topos sprechen kann“, so Sieber und Sitta (1994: 15) vor beinahe 20 Jahren. Die Befürchtung hält sich hartnäckig.

Kann sie belegt oder widerlegt werden? Die Studie von Steinig *et al.* lässt auf eine Antwort hoffen. Dreissig Jahre sind – sprachhistorisch betrachtet – eine sehr kurze Zeit. Reichen sie aus, um Veränderungen in der Schreib- und Textkompetenz von Primarschulkindern sichtbar werden zu lassen? Verändern sich diese überhaupt, und wenn ja, warum? Solche Fragen und damit eine diachrone Perspektive auf die Schreibentwicklung von Grundschulern liegen der Untersuchung zugrunde.

Wenn dreissig Jahre sprachhistorisch auch ein kurzer Zeitabschnitt sind; für den Vollzug didaktischer Reformen in der Konzeption von Sprach- und Schreibunterricht genügen sie allemal. Gerade die Jahrzehnte zwischen den Siebzigern und der Jahrhundertwende erscheinen rückblickend als besonders ereignisreich: Der „didaktische Paukenschlag“ (S. 18) infolge der kommunikativen Wende verlangte nach einer Schreibdidaktik, die die Entfaltung der Schreibkompetenzen der Schülerinnen und Schüler anhand authentischer Schreibansätze zum Ziel erklärt.

Kreatives Schreiben wurde fester Bestandteil der Sprachdidaktik. Die strenge Orientierung an einer vorgegebenen Textsorte wich einem offeneren und freieren Schreibunterricht, das instruierende Paradigma einem kognitivistischen. Diese Veränderungen haben sich – so die Vermutung der Autoren – ebenso wie der gesellschaftliche Wandel, zu dem es im benannten Zeitraum gekommen war, auch in Schülertexten niedergeschlagen.

Steinig *et al.* vergleichen Schüler-Erzählungen aus dem Jahr 1972 mit solchen, die 2002 nach dem gleichen Design in den gleichen Schulen und Schulstufen erhoben wurden. Für beide Zeitpunkte und alle Schülerinnen und Schüler liegen auch nicht-sprachliche Informationen vor. Die Texte werden anhand der Variablen *Schreiben mit der Hand*, worunter sowohl die Verwendung der Schreibgeräte, das Schriftbild als auch das Korrekturverhalten gefasst werden, *Textlänge*, *Wortschatz*, *Textgestaltung*, *Rechtschreibung*, *Zeichensetzung* und *Grammatik* analysiert. Der Vergleich, der auf die Verwendung von Schreibgeräten, das Schriftbild und die Eingriffe in den Text durch Korrekturen abzielt, ergibt im Wesentlichen, dass hier die Vorgaben der jeweiligen Lehrperson und die Bedeutung, die etwa dem Schriftbild zugemessen wurde, ausschlaggebend für konstatierte Unterschiede sind. Während der äusseren Gestaltung eines Textes in den Siebzigerjahren grosse Wichtigkeit beigemessen wurde, galt sie dreissig Jahre später nicht mehr als gleichermaßen zentrales Qualitätsmerkmal und hat sich denn auch deutlich verschlechtert. Gleiches gilt für die sorgfältige Ausführung von Korrekturen. Die Autoren weisen statistisch nach, dass ein ästhetisch ansprechendes Schriftbild mit einer niedrigeren orthographischen Fehlerquote einhergeht. Die jüngeren Texte zeichnen sich jedoch durch eine grössere lexikalische Varianz und erzählerische Attraktivität aus, daher wird ver-

mutet, dass das Mehr an Fehlern dieser erhöhten ‚Risikobereitschaft‘ der Schülerinnen und Schüler im Schreiben geschuldet sein könnte.

Die bereits von anderen Studien nachgewiesene Tendenz, dass Schülertexte in den letzten Jahrzehnten deutlich länger wurden, zeigt auch die vorliegende Untersuchung. Die Zunahme der Textlänge fällt allerdings nicht für alle Schülergruppen gleich aus: Bei Schülern und Schülerinnen mit einer Empfehlung für das Gymnasium ist die Zunahme sehr deutlich, während sie bei Kindern mit einer Empfehlung für die Realschule und die Hauptschule ungleich geringer ausfällt (S. 117). Interessant ist die Verteilung auf die verschiedenen sozialen Schichten: Bei Kindern der Mittelschicht wurden die Texte länger, während sie bei Schülern und Schülerinnen aus der Unterschicht kürzer geworden sind. Beunruhigend ist die für viele Variablen herausgestellte Tendenz, „dass 2002 die soziale Schicht und die schulische Selektion in unserem gegliederten Schulwesen in einem wesentlich stärkeren Bezug zu den schriftsprachlichen Leistungen der Kinder stehen als in den 1970er Jahren. Kinder aus der Unterschicht und Kinder, die auf eine Hauptschule wechseln werden, sowie – eingeschränkt – auch zweisprachige Kinder mit Migrationshintergrund haben an der positiven Entwicklung, die wir vor allem bei monolingual deutschen Schülern aus der oberen Mittelschicht besonders im Bereich der Lexik und der Textgestaltung beobachten konnten, keinen Anteil.“ (S. 344) Die jüngeren Texte sind stilistisch zwar interessanter und variantenreicher, eine Entwicklung Richtung konzeptionelle Mündlichkeit, wie sie Sieber (1989) als These formulierte, kann die Studie aber nicht bestätigen. Im Gegenteil schreiben Kinder 2002 – ausgenommen jene aus der Unterschicht, deren Texte aufgrund der Ellipsen und

Satzabbrüche stärker konzeptionell mündlich erscheinen, – generell konzeptionell schriftlicher.

Die detaillierte und vergleichende Aufschlüsselung der Untersuchungsvariablen wird in einer Zusammenfassung resümiert und mittels Diskriminanzanalysen und Rückgriffen auf die ältere und neuere Schreib- und Didaktikforschung integrativ zu fassen versucht. Da die soziale Schicht sich für das Jahr 2002 als stärkerer Prädiktor herausstellte als für das Jahr 1972, sei es angezeigt, sprachliche Defizite und schulischen Misserfolg wieder als ein sozial bedingtes Problem zu verstehen. Damit wird Kritik geübt an der Schreibforschung der letzten Jahrzehnte, die sich stark auf die Ontogenese des Schreibens konzentriert und davon ausgeht, dass sich mit steigendem Alter der Kinder automatisch auch deren sprachliche und kognitive Kompetenzen weiterentwickeln. Wenn die „didaktische Tugend individueller Förderung“ (S. 386) die Kreativität des Kindes zu entfalten und negative Lernerfahrungen und Ziffernbeurteilungen aner kennenswerterweise zu vermeiden sucht, sei sie doch letztlich auch eine Ursache der Verschärfung sozial bedingter Leistungsunterschiede.

Anerkennenswert an der Untersuchung ist insgesamt der diachrone Blick auf die Schreibentwicklung, der nach wie vor nur wenigen Studien zugrunde liegt. Der Schwierigkeit, die ein Vergleich über die Zeit hinweg mit sich bringt, werden grösstmögliche Transparenz und ausführliche tabellarische Übersichten über die statistisch ausgewerteten Variablen entgegengehalten. Eine Kritik ist am Aufbau des Buches anzubringen: Die Gliederung des Hauptteils in die verschiedenen Unterkapitel, die ihrerseits wieder unterteilt sind, erschwert die Übersicht und führt zuweilen dazu, dass der Leser die teilweise sehr kurzen, unter einem Punkt aufgeführten Erläuterun-

gen nicht ohne Mühe in den Gesamtkontext zu integrieren vermag. Die Erklärungsansätze, die auf diese kurzen Abschnitte jeweils folgen, sind zum Teil etwas unscharf; dass etwa – neben anderen Kriterien – der gestiegene Fernsehkonsum als Ursache dafür vermutet wird, dass die Kinder aus der Unterschicht kürzere Texte verfassen, mag an dieser Stelle auf eine gewisse Verlegenheit in den Erklärungsansätzen hindeuten. Die Darstellung hätte hier durchaus schlanker ausfallen dürfen, zumal in der Zusammenschau überzeugend mögliche Ursachen und Erklärungen diskutiert werden.

Insgesamt ist die Untersuchung beachtenswert und von grossem Interesse. Gerade angesichts der sich ständig wandelnden Konzeption von Unterricht ist das Thema von einer Relevanz, die über die sprachwissenschaftliche Disziplin hinausgeht. „Unsere Ergebnisse lassen sich nicht als Ausweis einer höheren Schreibkompetenz zugunsten eines Jahrgangs deuten. Abwegig wäre es denn auch, aus unseren Daten einen ‚Sprachverfall‘ ableiten zu wollen. Es kommt vielmehr auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen zu unterschiedlichen Entwicklungen, die man teilweise als positiv, teilweise als negativ und teilweise schlicht als anders einschätzen muss“ (S. 344). So lautet die allgemeine Schlussfolgerung der Autoren. Zu konstatieren, wo diese Unterschiede auszumachen sind, ist das Verdienst der besprochenen Studie, die – nicht nur Sprachwissenschaftlern – zur Lektüre empfohlen sei.

Literatur

Sieber, P. & Sitta, H. (1994). Sprachwandel – Sprachfähigkeiten. In Sieber, P. (Hrsg.), *Sprachfähigkeiten – Besser als ihr Ruf und nötiger denn je!* (pp. 13–50). Aarau/Frankfurt am Main/Salzburg: Sauerländer.

Pascale Schaller, Freiburg



Mutter, wo übernachtet die Sprache? 14 Porträts mehrsprachiger Autorinnen und Autoren der Schweiz. Zürich: Limmat-Verlag 2010.

Die Schweiz ist ein Eldorado der Mehrsprachigkeit. Das zeigt sich immer deutlicher auch in der Literatur. Viele Autorinnen und Autoren schreiben nicht mehr nur in einer Sprache. Sie greifen zurück auf eine zweite, die ebenso eng mit ihrem Leben verknüpft ist, und publizieren zweisprachige Lyrik, Romane, Geschichten. Oder sie schreiben in einer Landessprache und übersetzen Texte aus ihrer Muttersprache. Oder sie schreiben in ihrer Muttersprache und übersetzen Schweizer Texte. Permanent wechseln diese Autorinnen und Autoren zwischen verschiedenen Sprachwelten hin und her. Der sorgfältig edierte Band enthält Autorenporträts und Textproben. Die Porträts sind einfühlsam verfasst von Journalisten und Literaturliebhabern des Schweizer Feuilleton-Dienstes wie Francesco Micieli oder Willi Wottreng und mit stimmungsvollen schwarz-Weiss Fotografien der Autoren und Autorinnen von Alessandro Della Bella illustriert. „Mit den Menschen, die hier vorgestellt werden, möchte ich eine Sprachgemeinschaft bilden, eine Heimat des Herzens.“ Dieser Satz aus dem Eingangstext „Die Sprache übernachtet in der Sprache“ von Francesco Micieli, der damit auch die Antwort auf die Frage im Buchtitel – einst vom auch im Buch porträtierten André Vladimir Heiz gestellt – beantwortet, gibt die warme Atmosphäre wieder, in der die

14 mehrsprachigen Autorinnen und Autoren vorgestellt werden. Sehr bekannte und mittlerweile arrivierte Autorinnen wie die preisgekrönte Melinda Nadj Abonji oder der in der Schweiz unbekanntere Taiwanese Wenhuei Chu, der Schweizer Krimis für ein chinesischsprachiges Publikum schreibt, Autoren, die aus Bosnien, Rumänien, Italien der Türkei oder aus Estland stammen und Sprachkünstler, die in der Gegend von Zürich, in der Romandie, im Bündnerland oder in Bern leben: ihnen allen ist gemeinsam, dass sie nicht in ihrer Muttersprache schreiben. Sie alle pflegen aber ein geradezu zärtliches Verhältnis zur Zweitsprache Deutsch. Bereichernd sind die Betrachtungen zu strukturellen und lexikalischen Unterschieden zwischen der Sprache ihrer Kindheit und dem aktuellen Medium ihrer Kunst: „Weder dem einen noch dem andern zugehörig. Oder beidem“, beschreibt Melinda Nadj Abonji das Gefühl in zwei Sprachen zu Hause zu sein.

Die Textsammlung stellt einen wertvollen „Steinbruch“ für den Unterricht in Deutsch als Zweitsprache dar – und das auf verschiedenen Ebenen. Zum einen lassen sich bisher weniger bekannte Autorinnen und Autoren entdecken, zum anderen können die Porträts und Textproben als Ausgangspunkte für Diskussionen zur Erst- und Zweitsprache dienen. Die sorgfältig zusammengestellten (Auswahl-)Bibliografien der Autoren lassen die zweifellos aufkommende Lust nach mehr problemlos befriedigen. Auch wer den Band nicht für den Unterricht verwenden mag oder kann, wird die Texte mit Vergnügen und Gewinn lesen und geniessen, denn Sätze wie „Ich küsste meine Grossmutter und trug den von ihr geerbten kleinen Wortschatz über die Türschwelle“ (Francesco Micieli) sind von solcher Poesie und Schönheit, dass sie schlicht bedingungslos begeistern.

Hanspeter von Flüe, Roggwil